

an dieser Stelle beschrieben und abgebildet werden. (Abb. 18). — Einen stärkeren provinziellen Einschlag als die Architektur zeigt auch hier die Skulptur. Abgesehen von zweifellosen Importstücken, wie dem schönen Pferdekopf aus vergoldeter Bronze aus der Wertach (Tafel 4) und den Marmorstatuen aus Kellmünz und vielleicht der einen oder anderen Kleinbronze, die aus dem Süden importiert sind, ist alles provinzielle Arbeit, besonders in der Grabmalplastik. Besonders beliebt war in Raetien die Form des Grabaltars, daneben die Nischengrabsteine und, mehr vereinzelt, die turm- oder pfeilerartig aufragenden Monumente mit Darstellungen aus dem täglichen Leben und, seltener, mythologischen Szenen, also von den bekannten Typen von Igel und Neumagen. Auch der symbolische Löwe, der ein anderes Tier vernichtet, ist vertreten. Endlich wird Kleinplastik, Metallschmuck, Keramik behandelt. Der Sigillatimport aus Italien bzw. Gallien wird später hauptsächlich durch die Fabrikate von Rheinzabern und seiner Filiale Westerndorf abgelöst. Das gewöhnliche Gebrauchsgeschirr wurde in vielen lokalen Töpfereien hergestellt. Anhaltspunkte für eine größere Glasindustrie im römischen Bayern fehlen bisher.

Das letzte Kapitel ist der Religion und dem Kultus gewidmet. Wie im Rheinland und in anderen Provinzen findet sich auch in Raetien das friedliche Nebeneinander der römischen und der einheimischen Kulte. Der religiöse Mittelpunkt für den offiziellen Kaiserkult war Arae Flaviae (Rottweil) für das Dekumatland und das rätische Gebiet. Kapitele werden in Augsburg und anderen größeren Orten angenommen, die Verehrung der kapitolinischen Trias findet sich mehrfach. Daneben erscheinen die Heeresgötter und die orientalischen Kulte, wie in Germanien auch, während die breite Masse ihren Landesgöttern anhing, die oft infolge der interpretatio Romana sich hinter römischen Bezeichnungen verbergen. Im 4. Jahrhundert verbreitet sich das Christentum rasch und die wichtigsten Römerorte Regensburg, Passau, Augsburg wurden Bischofssitze. Totenkult und Begräbnissitten weichen von den im Rheinland üblichen nicht ab.

Mit einem warmen Appell an die Heimatliebe der Leser schließt das auf weiteste Kreise berechnete Buch, welches aber durch die Fülle des Gebotenen, die zahlreichen Abbildungen und die Literaturnachweise auch dem Fachmann ein willkommenes und brauchbares Hilfsmittel ist.

Bonn.

H. Lehner.

Friedrich Behn, Das Mithrasheiligtum zu Dieburg. Römisch-germanische Forschungen, herausgegeben von der Röm.-Germ. Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts zu Frankfurt a. M., Band I. Mit 52 Textabbildungen und 2 Tafeln, Berlin und Leipzig 1928. Verlag von Walter de Gruyter & Co. Preis 8 Mk.

Die Schrift eröffnet eine neue Schriftenreihe der Röm.-Germ. Kommission, worin selbständige Schriften geringeren Umfanges, die einzeln gedruckt zu leicht übersehen werden, in Zeitschriften dagegen vielen, die sie gern erwerben würden, unzugänglich bleiben, in zwangloser Folge der Forschung zugänglich gemacht werden sollen. Wie glücklich dieser Gedanke ist, zeigt sich darin, daß nicht nur schon eine ganze Reihe dieser Einzelhefte gesichert, sondern ein weiteres inzwischen bereits erschienen ist, in welchem R. Schultze seine Untersuchungen über die Basilika niedergelegt hat.

Das hier vorliegende erste Heft ist einem außerordentlich wichtigen religionsgeschichtlichen Denkmal, einem der bedeutendsten und überraschendsten Funde der letzten Zeit im Rheinland gewidmet.

Das Mithraeum von Dieburg in Hessen konnte nur unter sehr erschwerenden äußeren Umständen ausgegraben werden, doch scheint für die Beurteilung der baulichen Anlage alles Wesentliche gesichert zu sein. Es ist die übliche west-östlich gerichtete langrechteckige Cella mit den beiden Podien, aber ohne Apsis am Westende. Ein Mauerklotz in der Nordwestecke wird als Unterbau des Kultbildes erklärt.

was nicht recht überzeugend ist. Aus dem Vorraum am Ostende führte eine Rampe aus der etwas vertieften Cella herauf. Von dem Pronaos fand sich keine Spur steinerner Mauern, wohl aber viele Nägel, Brandschutt, Dachziegel- und Schieferplatten; er hat also aus Holz bestanden. Nördlich von der Cella lag der kreisrund gemauerte Brunnen.

Weitaus am wichtigsten von den zahlreichen Einzelfunden ist das doppelseitige drehbare Kultbild. Nie hätte man erwartet, zu der Fülle der bisher bekannten Mithraskultbilder noch eines erhalten zu können, das so viel des Neuen und zum Teil Rätselvollen bringt, wie das Dieburger. Es ist zu bedauern, daß die beiden Lichtdrucktafeln, die das Kultbild wiedergeben, nicht nach besser beleuchteten Photographien hergestellt sind. Man hätte wenigstens sämtliche einzelnen Bilder noch einmal in größerem Maßstabe bringen sollen. Es ist auch schade, daß der Verfasser bei jedem Bild gleich an die Beschreibung die Deutung anschließt, statt die letztere bei einem teilweise so singulären Darstellungscyclus an das Ende der ganzen Beschreibung zu setzen.

Die bekannte übliche Stiertötung fehlt gänzlich, dafür erscheint auf der einen Seite in der Hauptszene ein Reiter, der nach rechts galoppierend den Bogen abschießt, von drei Hunden begleitet, zwischen den beiden Dadophoren, die aber anscheinend beide die Fackeln hochhalten. Die Vermutung, daß das Reiterbild ein Zugeständnis an die in Germanien verbreitete einheimische Vorstellung des Gigantenreiters sei, halte ich aus allgemeinen religionsgeschichtlichen Gründen für verfehlt und durch nichts gerechtfertigt.

Die Randbilder der „Vorderseite“ geben Mithrasszenen in zum Teil bekannter Darstellung, aber auch hier sind neue Bilder vorhanden, die leider auf den Lichtdrucktafeln schlecht zu sehen sind. So ist die Szene mit den beiden Pferden unten links von der Inschrift, die des sitzenden Mannes mit dem Schwert in der linken unteren Ecke, die über der Felsgeburt (Mithras Ahren schneidend?), die in der linken oberen teilweise zerstörten Ecke, das Mittelbild der oberen Reihe (Stier in einem tempelartigen Gebäude und dessen Giebeldarstellung), die in der rechten oberen Ecke (Mithras auf dem dahinstürmenden Stier), die Bankettszene und die Himmelfahrt mit Sol unten rechts leider alle recht schlecht kenntlich.

Sehr merkwürdig und dankenswerter Weise im Text nochmals größer abgebildet (Abb. 11) ist das Bild des Baums mit den drei Köpfen mit phrygischen Mützen. Die Deutung auf den *τριπλάσιος Μίθρας* hat gewiß manches für sich.

Ganz singulär unter den Mithrasdenkmälern steht nun die sog. Rückseite da. Das große Rundbild ist auf das Glücklichsste gedeutet durch den Hinweis auf ein Wandgemälde der Domus aurea, das zwar nur noch in zwei Nachzeichnungen von Mirri und Brenna erhalten ist, aber in den Hauptzügen sich als auf dieselbe Vorlage zurückgehend erweisen läßt, welcher auch das Dieburger Relief gefolgt ist, eine Tatsache, deren kunstgeschichtliche Bedeutung einstweilen noch gar nicht abzuschätzen ist. Der Sol, der vor seinem Tempel thront (sollte nicht der Kopf im Giebel des Tempels auch Sol darstellen? ich glaube mit der Lupe einen Strahlennimbus zu erkennen!), Phaeton, der mit der Bitte um den Sonnenwagen vor ihn hintritt, die vier rosseführenden Windgötter, die weiblichen Gestalten, die den Thron des Gottes umgeben, kehren mit geringer Abweichung hier und dort wieder. Und mindestens ebenso groß wie die kunstgeschichtliche Bedeutung dieser Zusammenhänge ist der religionsgeschichtliche Ertrag der Darstellung. Zum ersten Male wird hier die Eschatologie der Mithraslehre in einer Darstellung berührt durch die auch bei Nonnus vorhandene Parallelisierung des Mithras mit Phaeton, ferner die des Ahura-Mazda mit Sol und demgemäß des Weltendes der Mithrasreligion mit dem Weltenbrand, den Phaeton verschuldet hat. Die übrigen Nebenfiguren: Caelus, Terra, Oceanus im unteren Streifen, die vier blasenden Windgötter in den Eckzwickeln sind bekannte Bestandteile der Mithraskultbilder.

Die Inschriften ergeben als Stifter zwei Brüder, den Bildhauer Silvestrius Silvinus und den Schuhmacher Silvestrius Perpetuus, sowie den Enkel des ersteren Silvinus Aurelius ohne Gewerbe, dessen Gentilicium, wie in Germanien häufig, nach dem Cognomen des Vorfahren, hier also des Großvaters, gebildet ist. Einen gewissen chronologischen Anhaltspunkt ergibt der Beiname Aurelius, der frühestens dem Ende des zweiten Jahrhunderts angehören dürfte. Auch das Fehlen des Praenomens stimmt hierzu.

Ob wir in dem Bildhauer Silvestrius Silvinus zugleich den Schöpfer des Denkmals erkennen dürfen, ist leider nicht gesagt, aber doch sehr wahrscheinlich; nicht umsonst wird gerade sein Name auf der Vorderseite so auffallend stark in der Mittelinschrift hervorgehoben sein. Es ist übrigens sehr erfreulich, daß derselbe Künstler in einer älteren Dieburger Inschrift nachgewiesen ist, woraus auch seine Herkunft aus dem gallischen Stamm der Bituriger hervorgeht (S. 43 f.). Seine Zeit fällt mit Wahrscheinlichkeit zwischen das letzte Drittel des zweiten und die Mitte des dritten Jahrhunderts, sodaß dieser Künstler mit aller wünschenswerten Genauigkeit festgelegt ist. Stilistische Verschiedenheiten der beiden Bildseiten lassen sich leicht durch die Verschiedenheit der Vorlagen erklären. Deshalb scheint mir aber auch der an sich berechtigte Versuch des Verfassers (S. 25 f.), dem Meister weitere schon bekannte Bildwerke zuzuweisen, gewagt, da eben der Kopist, je handwerksmäßiger er arbeitet, desto mehr auch stilistisch von seiner Vorlage abhängig sein wird.

Außer diesem einzigartigen Denkmal sind noch, wie meist in den Mithraeen, kleinere Skulpturen gefunden worden: die Felsgeburt, Mithras mit dem Bogen (technisch interessant), Mithras den Stier schleppend mit Rest der Weiheinschrift, die auf griechische Namen der Dedikanten deutet, Herkulesrelief, dem Mithras geweiht von [Pet]ronius Perpe[tu]s; ein Genius in der üblichen Darstellung ohne Inschrift und ein opfernder Genius mit Inschrift, wonach er dem Mithras von Mitgliedern der Bruderschaft (fratres) geweiht ist. Statue und Statuenrest des Merkur, der Minerva, Juno, Sitzbild einer Göttin mit Wickelkind usw. und mehrere Altäre, von denen noch der mit Weihung an den Deus xanctus Mercurius (Nr. 22) von Interesse ist. Die Kleinfunde und Münzen ergeben nichts Besonderes. Die Zeit des Mithraeums läßt sich ungefähr mit dem letzten Drittel des zweiten Jahrhunderts und dem Jahr 260, dem Ende des Limes, umgrenzen. Jedenfalls kann es nicht nach dieser Zeit entstanden sein, die Keramik stimmt damit überein. Ob die augenscheinlich fanatische Zerstörung der Bildwerke damals schon erfolgte, ist freilich eine andere Frage. Ich würde mir denken können, daß das Heiligtum damals nach Vertreibung der Gemeinde verlassen da stand und daß sich christlicher Fanatismus erst dann an den Bildwerken vergriff, als die allgemeine Mithraeenzerstörung einsetzte, also im vierten Jahrhundert oder noch später. Denn bei der Eroberung des Limes werden die dort schon vorhandenen Christen selbst genug von dem Germaneneinbruch zu leiden gehabt haben. Doch das sind Fragen, die leichter aufgeworfen als beantwortet sind: das kann nur in größerem Zusammenhang mit der Geschichte des frühen Christentums in den dortigen Gegenden geschehen.

Am Schluß der Arbeit kommt Verfasser nochmals (S. 46) auf seine Vermutung zurück, daß in dem reitenden Bogenschützen der Vorderseite der wilde Jäger der germanischen Mythologie, also Wodan zu erkennen sei und will hier auch die Merkurstatuen des Heiligtums als Wodanbilder in der bekannten interpretatio Romana erklären, die dann mit Mithras identifiziert zu den dem christlichen Fanatismus verfallenen Mithrasbildern geworden seien; daher auch ihre auffallend starke Zerstörung. Ich gestehe, daß mir der Mut fehlt, diese sehr gewundene Erklärung mitzumachen. Der vom Verfasser erwähnte Umstand, daß in Apt (Dép. Vaucluse) eine Weihung an Deus Mercurius Mithras vorkommt, spricht nicht gerade dafür, denn da kann es sich doch unmöglich um den mit Mercurius identifizierten germanischen Wodan handeln. Also ist eine Verschmelzung des Mercurius mit Mithras auch ohne den Umweg über

Wodan möglich und damit ist der Hypothese ihre stärkste, ja wie ich glaube, einzige Stütze entzogen.

Bonn.

Hans Lehner.

K. H. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1928. 4<sup>o</sup>, 240 S. mit 18 Abbildungen im Text.

„Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit“ bilden den Inhalt dieses vortrefflichen und sehr zeitgemäßen Buches, das zugleich als Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Provinzialmuseums zu Hannover gedacht ist und den derzeitigen Direktor dieser Anstalt zum Verfasser hat.

Als Leitsatz steht am Anfang die Mahnung: „Voraussetzung für Wissenschaftlichkeit ist nicht Glaube, sondern Zweifel“. Das wird Fernerstehenden selbstverständlich erscheinen, ist aber gerade hier, wo es sich um „Urgeschichte“ handelt, keineswegs überflüssig zu sagen. Haben doch gerade führende Vertreter dieses freilich noch jungen Faches dagegen bis in die jüngsten Tage nur allzusehr gesündigt und damit das Fach als solches in Mißkredit gebracht.

Der Verfasser zeigt nun, daß ein grundsätzliches Mißtrauen gegen die Urgeschichtsforschung nicht berechtigt ist, sofern man sich fruchtbarer Methoden bedient und nicht vergißt, wo die Grenzen des Wißbaren liegen. Die Verbindung mit physischer Anthropologie (Rassenkunde) wird mit Recht abgelehnt. Ist es doch bis heute nicht einmal gelungen, ein einwandfreies Kriterium für die Bestimmung einer Rasse zu finden. Auch von der Sprachwissenschaft, der wir erst den Begriff der „Indogermanen“ verdanken, ist zur Zeit keine entscheidende Förderung zu erhoffen.

So empfiehlt sich einstweilen Beschränkung auf die „Kulturgeschichte“, deren Methoden am eingehendsten besprochen und durch zahlreiche Beispiele und nicht minder lehrreiche Gegenbeispiele erläutert sind. Mit Recht wird immer wieder vor der ebenso beliebten wie unbewiesenen These gewarnt, daß einem „Formenkreis“ auch ein „Kulturkreis“ oder gar eine Sprachgemeinschaft entsprechen müsse. Wer von der klassischen Archäologie herkommt, wird eine solche Warnung nur selbstverständlich finden.

Besonders unterstreichen möchte ich auch die Ausführungen des Verfassers, wo er engste Fühlung mit der Ethnologie empfiehlt. Sie sollte m. E. überhaupt die Voraussetzung sein, ohne die Urgeschichte nicht fruchtbar betrieben werden kann, denn sie gibt ja erst einen vernünftigen Maßstab für die Wertung des sehr zufälligen Materials, mit dem die urgeschichtliche Forschung arbeiten muß. Nur in engster Verbindung mit ihr kann es gelingen, eine umfassende Kulturgeschichte der Urzeit zu schreiben.

Es ist nur dringend zu wünschen, daß das Buch, in dem nur die zahlreichen Fremdwörter merkwürdig altmodisch berühren, von allen, die für urgeschichtliche Forschung Interesse haben, gelesen wird und mehr noch, daß sein Inhalt auch wirklich beherzigt wird.

Bonn.

F. Oelmann.

F. Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. Jena 1926. 8<sup>o</sup>, 180 S. mit 19 Abbildungen im Text und 10 Karten.

Die Schrift berührt sich mit der eben besprochenen<sup>1)</sup> aufs engste in einem wesentlichen Punkte, nämlich der Methode, und gerade hierin liegt ihr besonderer Wert. Auch sie bekämpft eingewurzelte, aber unbewiesene Glaubenssätze und sucht neue Wege zu weisen. Sie will keine erschöpfenden Einzeluntersuchungen geben, sondern

1) Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung.